

„Meine Spes?“
Fürsorglich beugte er sich über seine Frau. Sie erfaßte seine Hand und strich zärtlich darüber hin.

„Du bist so unendlich gut gegen mich gewesen.“ Sie seufzte. „Ich habe es nicht verdient!“

„Spes, meine Einzige, Beste, sprich nicht so!“

„Doch es ist so, Hugo, ich habe Dir oft weh getan . . .“

„Deine Gesundheit ist mein einziges Glück; quäle Dich nicht mit so schweren Gedanken, Liebste, glaube mir, Du hast viel Licht, viel Sonne in mein Leben gebracht!“

Sie sah ihn an mit dem schelmisch ungläubigen Ausdruck, der ihn früher so oft beglückt hatte. Dann wurde sie ernst.

„Hugo . . . mir ist heute so frei, so leicht, so . . . als wüchsen mir Engelsflügel, die mich emportragen mühten zu fernem, fernem Höhen“ — ihre Augen leuchteten auf —

„da habe ich noch eine Frage an Dich . . . eine letzte, große . . . und Du, Du bist so gut, so ehrlich, Du wirst mir die rechte Antwort nicht verweigern . . .“ Erschrocken schaute Doktor Vieler zu ihr auf. Was hatte nur Spes, daß sie die Worte so ernst, so feierlich formte?

„Eine Frage bewegt Dich, meine Spes?“

„Ja, Hugo.“ Sie schlug die Augen nieder. Erwartend lauschte er.

„Hugo, hast Du . . . vor mir die Fides geliebt . . .?“

Vieler schwieg. Er fühlte, wie ihm die unerwartete Frage das Blut zu Herzen trieb, er empfand, wie seine Frau den Blick erhob und fragend, forschend an seinen Lippen hing.

Da erklang schon zum zweitenmal die Frage: „Hugo, hast Du die Fides geliebt?“

Doktor Vieler schaute auf.

Der Himmel stand jetzt im lodernden Abendrot und durch die Luft segelten auf weißen Fittichen Wandervögel.

„Gefiebt . . .? Ich bin ihr gut gewesen, von Herzen gut, anders als Dir, meine Spes,“ — seine Worte wurden warm, er hatte ihre Hand erfaßt — „Fides war mir wert wie eine teuere Schwester, wie eine gute Freundin. Dich aber habe ich geliebt mit der ganzen Leidenschaft meiner Seele. — Fühlst Du es nicht, Liebster?“

Sie lächelte beglückt.

„Ja, mit der ganzen Leidenschaft Deiner edlen Seele! Aber die Leidenschaft verjüngt, verzehrt . . . und Du brauchst Ruhe, mein Hugo, viel Ruhe! . . . Nein, wehre nicht ab! . . . in ihre Augen traten Tränen, sie küßte ein paar Worte, die Vieler nicht mehr zu verstehen vermochte.

Dann sprach sie: „Nichte mich auf, daß ich Dein liebes Antlitz ganz sehen kann.“

Behutsam schob er ihr die weichen Lippen unter. Sie sah nach seinem Kopfe. Sie zog ihn zu sich nieder. Sie sah ihm lächelnd in die Augen. „Küsse mich . . .!“

Er tat es.

„Meine Spes.“

„So . . . und nun . . .“ — sie streifte langsam den goldenen Ring von ihrem so schmal gewordenen Finger. —

„Ich weiß, ich werde bald von Ihnen gehen. Nimm diesen Reif! Den . . . soll die Fides tragen . . . für immer . . .“

„Hörst Du . . . für immer . . . Was willst Du?“

„War ich nicht glücklich . . . hast Du mir nicht Deine große, edle Leidenschaft geschenkt . . . willst Du mir gram sein, wenn ich nun schlafen möchte?“

Sie drückte den Ring in seine Hand, dann sank sie sanft in die Kissen zurück. „Grüße den Vater, die Großmutter, die Fides, Florette, den guten Balthasar! . . . Deine Spes ist heute so glücklich . . . so froh . . . so reich . . . und nicht wahr . . . Ihr vergeht sie nicht ganz?“

Auffschluchzend warf sich Vieler an dem Stuhle nieder.

„Meine Spes, meine Einzige, heißgeliebte Spes! O, wie Deine Worte mein Herz zerretzen!“

„Still, Du Lieber, hörst Du nicht, wie mich die Mutter ruft . . . und jetzt Klänge, Klänge aus der andern Welt!“

Ihre Augen weiteten sich, ihr Antlitz leuchtete wie das der Seligen.

Der goldene, weiche Glanz der Scheidsonne senkte sich nieder auf die Terasse und umfloss die Ruhende, als läge sie in Rosen gebettet.

Aus dem Tale klangen gedämpfte Lautenklänge, dazu ein fröhliches Lied. Wanderburschen zogen da unten vorbei . . . nun wurden die Töne leiser, bis sie heimlich in der Ferne verklungen.

Noch immer lag Vieler an dem Stuhle seiner Gattin. Allmählich erstarb das Sonnenleuchten. Ein Windstoß fuhr durch die Zypressen.

Vieler stand auf. Ein schauerndes Frösteln glitt ihm über den Rücken.

Er beugte sich über die Schlummernde. Er rief zärtlich ihren Namen.

Keine Antwort.

Er faßte ihre Hand. Er schrie auf: „Spes, Spes!“ . . . Tot . . . tot! . . . Von ihm gegangen für immer, für ewig. Er kann es nicht fassen.

Und nun sank die Nacht hernieder.

Ob auch die Südländersterne am tiefblauen Himmel so märchenhaft funkelten, Vieler empfand am Sterbelager seiner Spes nur das eine: Wie einsam, wie unendlich einsam er doch war!

X.

Schon zum sechsten Male lenkten die Schwalben ihren Wanderflug in das Land des ewigen Frühlings, seitdem die junge, blonde Frau auf dem kleinen Friedhofe von San Bendino so einsam ruhte.

Daheim in Deutschland fingen die Wunden, die der Tod gerissen, zu vernarben an. Wie ein verklungenes Schwermutslieb zog die Erinnerung an die Entschlafene noch durch die Gedanken derer, denen sie nahe gestanden; und je weiter der Zeitstrom flutete, um so lichter und reiner wusch er das Bild der Toten.

Zwei von denen, die dereinst in ihrem Lebenskreise gestanden hatten, waren auch schon schlafen gegangen: die gute Großmutter und der treue Balthasar.

Großmutter hatte sich nicht in die neue Wohnung und in das neue Leben ihres Sohnes finden können; es war

ihr, als habe sie den heimatischen Boden verloren und müsse nun verwelken wie eine Pflanze, die man von ihrem Standorte gehoben und in fremdes Erdreich gegraben hat. So kränkelte sie den ganzen Winter, wurde stumm und teilnahmslos; und selbst die Nachricht von dem Tode ihres Enkelkinds Spes gab ihr keine große Erregung; nur eine Sehnsucht hatte sie: noch den Frühling zu sehen, den Frühling da draußen in ihrem Walde.

Wie freute sie sich kindisch, als ihr Fides ein paar Weidenläschen und ein paar Tannentriebe brachte, und als dann die Märzsonne durchs Fenster grüßte.

„Morgen, Fides, fahren wir nach unserm Walde!“ Das war ihr letztes Wort, ehe sie ihr Mittagsschläfchen hielt; und als man sie dann wecken wollte, lehnte sie mit friedlich verklärtem Angesichte in ihrem Stuhle, jenen Frühlingsgruß mit ihren toten Händen fest umschließend.

Niemand empfand es wohl tiefer als Fides, wie viel mit der Großmutter dahin gegangen war. Wie einsam kam sich Fides gerade in diesen Wochen vor. Der Großmutter hatte sie ihr Leid klagen, der Großmutter hatte sie ihre Freude klagen können, sie verstand ihr Enkelkind, sie wußte Rat und Trost, sie fand für alles das rechte Wort, den rechten Ton.

Und Balthasar? Die Füße wollten nicht mehr fort, die Schwerkraft ließ nach, und auch er konnte sich nicht in die neuen Verhältnisse schicken. Die einsame Waldklausur, wo er seinem Herrn alles gewesen war, fehlte ihm überall. Was wollte er, der einsame Mann, inmitten des lebhaften Kreises, in dem jetzt der Geheimrat stand? Wie verlegten ihn die dreisten, hochmütigen Blicke des neuen Personals, das nichts von dem wußte, was ihn mit Heimfurth so lebensfest verband. Selbst Florettes Gesicht vernichtete er. Sie hatte das bessere Los gezogen, indem ein schneidiger Feldwebel um sie warb und sie nun als dessen Frau das Regiment getreulich führte.

Der Tod der schönen, lebenslustigen Spes gab seiner Lebenskraft einen tüchtigen Stoß, und noch mehr das Hinscheiden der alten Mutter Heimfurths. Wie ein Kind weinte und klagte er um sie und war durch nichts zu trösten. Sein einziger Ausweg war seitdem zum Grabe der Entschlafenen. Und ehe ein halbes Jahr verging, trug man auch ihn hinaus zu der Stätte, von der es hienieden kein Wiederkommen gibt.

Und wie fühlte sich Fides einsamer, verlassen als je. Mit welcher rührender Treue hatte Balthasar an ihr gehangen, wie war ihr ganzes Dasein mit der Erinnerung an ihn verknüpft . . . und nun war ihr von all der Treue und Liebe nur der stumme Hügel geblieben!

Ihr Vater! Der war noch der einzige, den sie mit ihrer Sorge und Güte umhegen konnte. Mit welcher Hingabe tat sie das!

Wohl hatten sich die Haare des Geheimrats in den letzten Jahren silberweiß gebleicht, wohl war der Lebenszug um seinen Mund noch tiefer geworden, aber eins hielt ihn aufrecht: seine Wissenschaft.

Sie war es auch, die ihm den Verlust seiner Tochter und den Heimgang seiner von ihm vergötterten Mutter überwinden ließ, die ihm Mut zum Leben und Freude am Dasein gab.

Mit Doktor Vieler verband ihn Freundschaft wie in früheren Jahren, nur daß diese noch edler, tiefer geworden war. Anfangs hatte Professor Vieler das Hans des Geheimrats gemieden; eine unerklärliche Scheu, Fides zu begegnen, sich mit ihr allein zu wissen, hatte ihn zurückgehalten. Aber nach und nach wurden seine Besuche häufiger, seine Worte freier, sein Verständnis zu Fides herzlicher. Man fing an, die Mustflabende wieder einzurichten, und manchmal wollte es die drei dünken, als sei alles wie früher und das, was dazwischen lag, nur ein Schemen, ein Traum.

An einem solchen Abend war es auch, daß Vieler die Hand der Fides länger in seiner hielt, daß sein Blick ihr Auge suchte und daß er ihr, anfangs stockend, dann von seinem Gefühle getrieben, klar und fest kündete, wie hoch er sie schätze und wie warm sein Herz für sie schläge. Dann wurden seine Worte schwerer, zögernder.

„Fides, einmal habe ich Dich enttäuscht; ich weiß es, die Leidenschaft zu Deiner Schwester war über mich gekommen wie eine tobende Sturmflut. Du hast um mich gelitten; mir hat das Schicksal schwere Buße auferlegt . . . Ich habe mich durchgerungen, ich habe mich geprüft: Fides, ich habe Dich lieb, tief und wahr. Darf ich Deine Hand fassen, darf ich fragen: Fides, willst Du mir angehören, kannst Du mich noch schätzen, kannst Du mich noch lieb haben?“

Da legte das kluge, schöne Mädchen fest die Hand in die des Mannes. Ihr Auge blieb klar, und ihre Stimme zitterte nur unmerklich, als sie sagte: „Hugo, nun kommt das Glück. Ich wußte es ja! Laß mich durch die Tat beweisen, wie lieb ich Dich habe!“

Da steckte er ihr den Goldreif an den Finger. Da kündete er ihr den Wunsch der Sterbenden. „Spes,“ ihre Lippen küßte den Namen, ihre Herzen segneten das Andenken deren, um die doch beide so schwer gelitten hatten.

Und als sich nun ihre Lippen im ersten Kusse fanden, da wußten sie, an ihrem Lebenshimmel stieg das neue Morgenrot auf.

Italien! Wie viel Herrliches, wie viel Erhebendes hatte es dem Professor Vieler und seiner jungen Gattin auf der Hochzeitsreise gebracht! Wie hatten sich ihre schönheitsoffenen Augen gelabt an den Wunderreizen der Landschaft; wie hatte ihr Auger Geist die Fülle der klassischen Eindrücke eingesogen; wie hatte ihnen jeder Tag mehr gezeigt, wie ihre Seelen, ihre Herzen, ihr Denken, Empfinden und Wollen in wunderbarer Harmonie zusammenstimmte!

Und nun weilt sie heute auf dem Kirchhofe von San Bendino. Wie damals, so unzauberte auch in dieser Stunde die Sonne mit ihrer scheidenden Farbenpracht die Landschaft. Hand in Hand standen Vieler und Fides an dem kleinen Hügel, an dessen Kopfende eine Trauerzypresse sich erhob,

und um dessen Leichenstein sich gelbe Lilien und fremdländische Feuerkressen schlangen.

Auf dem Hügel lag ein prächtiger Kranz von weißen Rosen. Die Goldbuchstaben auf der Schleife waren halb verwischt und nur mit Mühe konnte man noch lesen:

Der besten Freundin — Antonio del Ancore.

Die Weiden sprachen kein Wort. Ihre Seelen waren bewegt. Ihre Augen umflogen sich. Der Blick der jungen Frau fiel auf die Inschrift, die der weiße Marmorstein trug.

Spes Vieler
geb. Heimfurth.

Ihr Leben war Schönheit, war Liebe, war Not,
Sie suchte Gerechtigkeit und fand hier den Tod.

Ihre Herzen durchzitterte ein tiefes Weh: Wie einsam und verlassen lag doch die, deren Mund so heiß nach Glück und Leben gerufen hatte!

Lange, lange standen so die beiden Gatten. Da umfloss ein goldener Strahl der untergehenden Sonne das Grab. Die Buchstaben fingen an zu leuchten und zu funkeln, und den Liebenden war es, als rausche es in der hohen dunklen Trauerzypresse und als spräche ein milde, süße Stimme: „Ich grüße euch! Ich segne eure Liebe!“

— Ende. —

Wahre Schönheit.

Schön sind die Augen, die vor Freude leuchten
Im Blick auf des andern Wohlergeh'n.
Und die sich mit des Mitteils Träne leuchten,
Wenn sie im Schmerz den andern weinen seh'n.

Schön sind die Wangen, die vor Scham sich röten,
Vor allem, was nicht edel, wahr und rein.
Bei allem, was die zarte Unschuld irren
Und einer Seite kann zum Schaden sein.

Schön ist der Mund, der nie sich sucht zu rächen
Durch bittere Worte, die nur Zwietracht sän,
Der lieblos nie bespricht des Nächsten Schwächen,
Der Mund, der segnet, wenn die Feinde schmähen.

Schön sind die Füße, die trotz Mühen und Plagen,
Von Leidenschaft und Selbstsucht unentstellt,
Den sel'gen Ausdruck inneren Friedens tragen
Und die der liebe Himmelsglanz erhellt.

Schön ist die Stimme, die nicht Eigenwillen,
Nicht Festigkeit verrät, noch Ungebild,
Die höchstens sucht des andern Leid zu stillen
Und ihnen Lacht von ihres Heilands Huld.

Schön sind die Füße, die zu Hilfe eilen,
Da, wo es gilt, Gesallmen beizugeh'n.
Verzagtten frohe Botschaft auszugeben
Und lieblich den Verirrten nachzugeh'n.

Suchst du, o Herz, hier zu gefallen,
So sei es deinem Heiland nur allein.
Dann wirst du ihm, den schönsten unter allen,
An Schönheit flammverwandt und ähnlich sein.

Das ist die Schönheit, welche nie veraltet,
Im rauhen Sturm des Lebens nie verbleicht,
Und droben dann vollendet ausgestaltet,
Die herrlichste Vollendung einst erreicht!

Barmherzigkeit.

Novelle von Werner Brandt-Schmidt.

1.

Der Vorfrühling war gekommen.

Ohne Anzeichen, wie ein Dieb in der Nacht, hatte der herbfröhliche Geselle in die winkigen Gassen des kleinen Dörfchen-Hafensbüchens geschlichen, und sein Dem erwidert alles, was im Wintersalafe träumte, zu neuem Leben.

Nach vor wenigen Tagen hatte ein Eiswall den Hafen blockiert. Jetzt trieben die Schollen mit der Ebbe in die See hinaus, und auf den Schiffen, die hier im Winterlager verblieben waren, begann ein eifriges Scheuern und Leeren.

Nur widerwillig schob sich die umkorte Sonnenscheibe hinter dem runden Turm der altertümlichen Sternwarte hervor, als traute sie dem Frieden noch nicht recht; aber die Kinder, die sich unten auf dem Bollwerk tummelten, wußten es besser. Sie hielten im Spiel inne und blickten mit andächtig leuchtenden Augen zu der dunststrübigen Scheibe empor.

Gewissenhaft und ein wenig enttäuscht stellten sie fest, daß man ruhig zu der Lichtquelle hinaufblicken konnte, ohne mit den Augen zwinkern zu müssen, und daß die hochgeredeten Händchen noch keine Wärmewirkung spürten; dann aber tanzten sie im Kreis und verwundert lauften die alten Fachwerkhäuser den jubelnden Kinderstimmen, die immer aus neue die Botschaft in die Lüfte jauchzten: „Die Sonne scheint! — Der Frühling kommt!“

Doch die Sonne kümmert sich um das Kindergeschrei wenig. Sie lugte neugierig über die roten Ziegeldächer und warf einen diskreten Blick durch die vielen, blinkenden Fensterscheiben.

Zuletzt stand sie gerade gegenüber dem Götterschen am Bollwerk, und als sie ihre Nase nun in das Fenster des Barterreßbüchens steckte, ließ es wie ein heller Schein über Nähnegeräte und Rodenblätter, die in trauem Durcheinander auf einem altmodischen, runden Sofa saßen.

Und noch etwas bemerkte die Sonne in dem ärmlichen, aber sauber eingerichteten Zimmer: hart am Fenster nämlich saß ein junges Mädchen. Den schwächlichen Oberkörper hatte es weit über eine surrende Maschine gebeugt; mechanisch traten die Füße unermüdet den nötigen Takt zu dieser einförmigen Melodie, und vorstichtig schoben die zarten Fingern den verbundenen Kleiderrock unter die prickelnde Nadel, so daß sich die Fäden wie eine schnurgerade weiße Linie des Saums entlang zogen.

Es klickte die Sonne ordentlich, einmal den Störenfried zu spielen und diese Arbeitswut zu Schanden zu machen. Schmeichelnd koste sie die blassen Wangen der Nähenden und setzte ein paar helle Lichter in ihre goldblonde Haarfrone; aber sie hatte ihre Gewalt noch überhäuft; denn das junge Mädchen blickte nicht einmal von ihrer Arbeit auf.

Nur als ein besonders vorwärtiger Sonnenstrahl über die Maschine huschte und die Metallteile wie mit einem Rauberkschlage aufblitzen ließ, hob die Arbeitende überrascht